



Dieter Klein
Weichenstellungen -
Wanderung zwischen Welten

Dieter Klein

WEICHENSTELLUNG

-

Wanderung zwischen Welten

Autobiografie

© 2021 Dieter Klein

Verlag & Druck: tredition GmbH, Hamburg

Paperback:	978-3-347-28403-6
Hardcover:	978-3-347-28404-3
e-Book:	978-3-347-28405-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

INHALT

Vorwort

- 1. Kapitel**
1947 – 1954: Vertraute Nähe
- 2. Kapitel**
1954 – 1961: Schule des Lebens
- 3. Kapitel**
1961 – 1968: Neue Heimat
- 4. Kapitel**
1968 – 1978: Studium und Familiengründung
- 5. Kapitel**
1978 -1987: Luxemburger Jahre
- 6. Kapitel**
1987 – 2000: Großenhausen
- 7. Kapitel**
2000 – 2008: Rumänien
- 8. Kapitel**
2008 – 2011: Deutsches Willkommen und letzte Dienstjahre
- 9. Kapitel**
seit 2011 Rentnerleben in Unruhe

Vorwort

Am Anfang steht der Dank. Unsere Tochter Bettina und ihr Partner Angelo beschenkten mich zum 69. Geburtstag mit einem Büchlein, das nach Einzelheiten meines Lebens fragte. In Tabellen und Kästen sollte ich schreiben, wann ich was getan hatte, wann zum ersten Mal verliebt, wann in die Schule gekommen, Lieblingsfächer und sehr viel mehr. Die Idee war gut, das Vorhaben zu ambitioniert. Denn der Aufgabe, mehr als 70 Jahre in eng begrenzte Spalten und Kästen zu zwängen, fühlte ich mich nicht gewachsen. Sollte ich, weil unentbehrliche Bestandteile aus Platzgründen unerwähnt bleiben müssten, ein verfälschtes Lebensbild abgeben? Wäre es nicht sinnvoller, das Vorhaben bleiben zu lassen? Es dauerte einige Monate, bevor das in meine Seele gepflanzte Samenkorn zu sprießen begann, der Entschluss reifte, die Aufgabe zu erfüllen. Aber anders. Zu meinen Bedingungen!

Der größte Dank gilt meiner Frau. Sie ist seit frühen Jahren als fürsorgliche und liebende Ehefrau das Zentrum unserer Familie, hat mein Leben entscheidend geprägt, mir den Rücken freigehalten und mich in allen Ideen und Vorhaben unterstützt und – vor allem – erduldet. Ohne den Mut, den sie besonders in den letzten dramatischen Jahren immer wieder spendete, hätte ich das Buch nicht schreiben können. Ohne sie wäre alles ganz anders gekommen. Auch diese Biografie profitiert von ihren wertvollen Ratschlägen und vom fleißigen Korrekturlesen. Ein besonderer Dank gilt Frau Stumpf von tredition, die nachsichtig, stets freundlich und geduldig mit Rat und Tat zur Seite stand.

Wahr und objektiv?

Alle geschilderten Ereignisse und Entwicklungen gehen auf persönliche Erlebnisse zurück. Deshalb sollte kein Zweifel daran bestehen, dass alles Dargestellte, selbst wenn einiges verkürzt werden musste, aus meiner Sicht „wahr“ und zugleich subjektiv beschrieben ist, was unweigerlich die Frage aufwirft: Was ist Wahrheit?

Ein Mensch, dem ein Streich gespielt wurde, wird diese Wahrheit garantiert anders sehen als der Verursacher des Streichs. Ebenso ist wahrscheinlich, dass ein Lehrer sein Handeln ganz anders bewertet als ein betroffener Schüler. Oder eine gefährliche Flucht über die Staatsgrenze – für den Einen lang ersehnte Befreiungstat, für den Anderen Landesverrat.

Nicht vergessen werden darf der jeweilige Entwicklungsstand des Autobiographen. Als Kind erscheinen einem viele Dinge als ganz normal, was in späteren Jahren beinahe unvorstellbar ist, weil mit der Entwicklung der Lebensumstände nicht mehr vereinbar. Man denke nur an das Fehlen von Bad, Dusche und Toilette in frühen Zeiten, letztere außerhalb der Wohnung als spülungsloses Gemeinschaftsörtchen aller Hausbewohner.

(Vor-)Militärische Übungen auf dem Schulhof, bei den Jungen Pionieren, Geländespiele oder militärische Kampfgruppenübungen in den Straßen der Stadt sind für Kinder Abenteuer und Nervenkitzel, in späteren Jahren – mit gewachsenem Problembewusstsein – wäre eine positive Wertung undenkbar. Deshalb erhebt diese Schrift auch keinen Anspruch auf „Wahrheit“ im Sinne von Objektivität, sondern sie ist wahr als persönlicher Rückblick.

Dieter Klein

1. Kapitel 1947 - 1954 Vertraute Nähe

Neunzehnter November 2017

Nasskalt draußen, die Hügel der Rhön zumeist im Nebel. Wo sie zu erkennen sind, hat der erste Schnee des bevorstehenden Winters Spuren gelegt. Der aus Fulda kommende ICE nimmt Fahrt auf, soll mich nach Leipzig bringen, wo ich den Regionalexpress nach Riesa erreichen möchte. Kilometer für Kilometer geht es in schneller Fahrt in die Vergangenheit. Ziel soll meine Geburtsstadt Mittweida sein.

Der Großraumwagen der Bahn ist nicht ganz besetzt, einige Fahrgäste sind in Bücher, andere in Zeitschriften oder in ihr Mobiltelefon vertieft, oder sie betrachten die vorbeifliegende Landschaft. Mich lädt bei wohliger Wärme das gleichförmige Rauschen von Fahrtwind und Rädern zum Dösen ein. Was soll man während der langen Reise anderes tun? Im Kopf beginnt es zu rattern.

Tack - tack / tack - tack / tack - tack

Die Eisenräder des Zugs knallen an jedem Schienenende auf den kleinen Spalt zwischen den Schienen. Das Stakkato des Interzonenzuges von Leipzig nach Frankfurt am Main verfolgt mich in tiefste Träume.

Die Wagen hatten in den frühen 50er Jahren viele enge Einzelabteile, die anfangs nicht durch einen Gang miteinander verbunden waren. Jedes Abteil war über seine eigenen Türen mit der Außenwelt verbunden. Im Abteil saßen sich die Reisenden auf zwei hölzernen

Bänken gegenüber, über den Köpfen eingenetzt zumeist reichlich Gepäck.

Die Luft im Abteil stickig, abgestanden und die Hitze nur regulierbar über an beiden Außenseiten des Abteils angebrachte Fenster, jedes mittig horizontal geteilt. War einem nach Frischluft zumute, so musste man den am unteren Rand des oberen Fensters eingelassenen Lederriemen aus einem Dorn lösen, womit die obere Fensterhälfte in der unteren Wand bzw. in der Türverkleidung verschwand. Lediglich der Riemen schaute noch aus seinem Versteck heraus und musste kräftig gezogen werden, wollte man das Fenster wieder schließen. Mit Hilfe von Löchern, wie bei einem Gürtel, konnte man die Öffnung variabel am Dorn fixieren. Erst in den Interzonenzügen der späteren 50er Jahre hatten die Waggons durchgehende Gänge, von denen aus man die Abteile betreten konnte. Damit reichte es dann, an Anfang und Ende eines Waggons je zwei Türen für Ein- und Ausstieg zu haben. Unter den neuen Platzverhältnissen konnten sich nun zweimal drei Reisende auf Kunststoff bezogenen Sitzen in die Gesichter schauen.

1947 - 1954: Die ersten Jahre sind die schwersten

Glück prägte die Kindheit, wobei ich mir dieses erstrebenswerten Zustandes gar nicht bewusst war. Es ist eine spätere Einschätzung. Worin bestand das Glück? Es war trotz gelegentlicher Konfliktsituationen das Gefühl des Einsseins mit der Umgebung, mit Stadt und Landschaft, mit Freunden, Eltern, Verwandten. Bemühungen um alltägliche materielle Notwendigkeiten, wie Arbeitsplatz, Nahrung oder Kleidung, waren einem als Kind fremd, konnten lediglich im reiferen Alter zu Beunruhigung führen. Der geneigte Leser mag berücksichtigen, dass auch die Bedeutung von „Glück“ sich im Laufe der Jahre wandelte, zumindest wenn es – wie es heute erscheint - vorwiegend materiell definiert ist. Grundsätzlich

bin ich davon überzeugt, dass man in allen sozialen Schichten, historischen Epochen, kulturellen Phasen, in allen Ethnien jeglichen Zivilisationsgrades glücklich sein kann. Das Vorhandensein von Glück und Unglück wird sehr häufig von Menschen späterer Zeiten aus der Position ihrer gesellschaftlichen Eingebundenheit festgestellt. War eine in purem Luxus lebende und von den Eltern zur Heirat gezwungene Prinzessin von zwölf Jahren glücklich? Oder der ebenfalls zwölfjährige Sohn eines armen Bauern unglücklich, weil tagtäglich harte Arbeit verrichten musste? Jede Epoche und jeden Menschen muss man aus deren speziellen Bedingungen heraus verstehen und beurteilen. So werden sich Kinder heute vielleicht darüber wundern, dass jenseits von Smartphone und Playstation jemals Glücksgefühle entstehen konnten. Und man könnte auch darüber nachdenken, warum Menschen in deutlich ärmeren Ländern zuweilen lachend und glücklich in Kameralinsen blicken.



Vater und Sohn er

Der Geburtsort ist entscheidend für das Heimatgefühl des Menschen. Die ersten Eindrücke auf dem noch unbeschriebenen Blatt der Kindheit bleiben Richtungweisend für spätere Eindrücke. Ganz sicher kann man sich sein, dass meine Eltern trotz großer Sorgen glücklich waren, als ich in entbehrungsreicher, sehr frostiger Winterzeit im Dezember 1947 in der Melanchthonstraße 6 von Mittweida gesund zur Welt kam. Schlägt man im Internet unter „1947“ nach, so stößt man auf folgenden Eintrag:

„'Deutschland, Deutschland ohne alles. Ohne Butter, ohne Speck. Und das bisschen Marmelade frisst uns die Besatzung weg' - so dichtet der deutsche Volksmund zwei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg das Deutschlandlied um. Die Versorgungslage ist schwierig. Am 30. Dezember 1947 (also einen Tag nach meiner Geburt, d. Verf.) zieht das "Westdeutsche Tageblatt" eine bittere Bilanz: "Betriebsschließungen wegen Kohlemangel,

Viehabschlachtungen aus Nahrungsmangel für Mensch und Tier, Überfälle auf Kohlezüge und latente Ernährungskrise, ... Demontage und Reparationen, dazu Kälte und Dürre - kurz: ein immer schärferer Kampf um das nackte Überleben, das war das Jahr 1947.¹

Ich freilich merkte von jenen Existenznöten nichts, aber war gewiss ebenfalls wenig glücklich, den Rundumschutz des mütterlichen Leibes verlassen zu haben, und schrie diesen Unmut in sächsischen Frost hinaus - ob im passenden Dialekt, ist nicht mehr zu klären. Sorgenfrei war die Freude der Eltern allerdings nicht, galt es doch, den neuen Erdenwurm in seinem sozialistischen Windel- Kokon angesichts schwieriger Versorgungslage durch den extremen Winter zu bringen. Zum Glück gab es die große Verwandtschaft meines Vaters, die auf Dörfern der Umgebung, in Topfseifersdorf, Grünlichtenberg, Kockisch wohnend und wirtschaftend, ebenso hilfreich mit Notwendigstem unterstützte wie die gerade aus ihrer sudetendeutschen Heimat vertriebene Großmutter mütterlicherseits, die aus dem neuen, fern in Hessen gelegenen Zufluchtsort Altenmittlau nach Sachsen angereist gekommen war.

Noch schwieriger ist die Sachlage bei der Frage, welchem Staat ich zugerechnet werden müsste. Das Deutsche Reich war 1945 erloschen, die beiden Nachfolgestaaten DDR und BRD wurden erst 1949 ausgerufen. War ich da- mit staatenlos oder Bürger der Sowjetischen Besatzungszone, die allerdings kein Staat war? Ein Zoni? Wie dem auch sei: Ich kann die juristische Frage nicht klären und machte mir damals garantiert darüber keine Gedanken, obwohl genug Zeit dafür gewesen wäre.

Früheste Erinnerungen ankern in meinem 5. Lebensjahr, vielleicht auch früher. Da gab es einen hochgewachsenen Mann, den das Kriegsende aus dem Sudetenland nach Stuttgart verschlagen hatte und der nun als Gast meiner Eltern mich wie Christophorus das Jesuskind auf seinen breiten Schultern von Lauenhain nach

Mittweida trug - immerhin ein paar Kilometer. Eine andere Erinnerung betrifft den ersten Spielplatz: Es gab den schmalen Hofgang zwischen Haustür und Melanchthonstraße, vorbei an zwei Arkadenbögen, auf denen die darüber liegenden hölzernen Balkons des Hauses ruhten. Bei schlechtem Wetter war der Platz unter den Arkaden ideal, bot er mit einem kleinen Sandhaufen doch einen regengeschützten Platz zum Spielen.

Bei wärmerem und besserem Wetter waren es die gegenüberliegenden großen Rhododendronbüsche, in denen ich erste Kletterübungen durchführte oder in deren mit Gras bestandenem Schatten sich auf einer Decke gut spielen ließ. Nicht nur mit den begehrten Glasmurmeln spielten wir Kinder, zu denen später auch mein Bruder Günter gehörte, sondern auch mit Peitsche und Holzkreisel - und mit Bleisoldaten und Militärfahrzeugen der vergangenen NS-Zeit, was die Eltern vergeblich zu unterbinden suchten.

Das Revier



Zugang zur Melanchthonstraße 6

Die Melanchthonstraße, in deren Nr. 6 sich der größte Teil meiner Kindheit ereignete, war damals ein ruhiges, kleines und - wie damals üblich - gepflastertes Verbindungssträßchen zwischen der Lutherstraße - und der Leisniger Straße, alle drei so schwach befahren, dass nahender Lärm von Auto-, LKW- und Motorradmotoren uns Kinder neugierig aus den Höfen an den Straßenrand sog. Dröhnend, durch ihre eigenen Rußwolken die Lutherstraße heraufschnaufende Lastkraftwagen, darunter auch mit Holzgas betriebene, sind mir ebenso in Erinnerung geblieben wie einige Personenkraftwagen (IFA F8, Opel P4, Hanomag) und vor allem Pferdefuhrwerke, die den Anstieg im Winter bei Schnee und Eis kaum schafften. Es kam vor, dass ein Pferd ausrutschte oder vor Erschöpfung zusammenbrach und erst nach etwas Ruhe,

aufmunternden Worten und Peitsche von den Fuhrleuten zur Wiederaufnahme seiner Arbeit bewegt werden konnte.

Unangefochtenes Zentrum der Kinderspiele jener Frühzeit war der Huckel, wie das große Wiesengelände hieß, das sich am unteren Ende der Melanchthonstraße wie eine rechteckige Pfanne in einer Senke erstreckte, auf der einen Längsseite die verlängerte Lutherstraße mit dem Elektrizitätswerk, das wir nur als "Eltwerk" kannten, und dem hübschen Jugendstilhaus der Familie Horn. Auf der gegenüberliegenden Seite Felder. Hier traf sich zu allen Jahreszeiten fast die gesamte Kinderschar der Umgebung, genauer gesagt, die Jungs. Im Winter konnte man mit dem Schlitten von den weiter oben liegenden Feldern den Hang in die tieferliegende Wiese hinab rodeln, allein, zu zweit oder in einer Bob-Formation. Später durfte ich dafür und für die ersten Sprungübungen die Holzski meiner Mutter mit Lederriemenbindung benutzen - bis eines Tages bei einem Sturz das hintere Ende eines Skis verloren ging. Es dauerte bis zum nächsten Weihnachtsfest, bis ich stolz ein paar neue Bretter mein Eigen nennen durfte. Im Sommer diente die Wiese einer Kuhherde als Weide. Dass diese an allen Seiten durch Böschungen begrenzt war und durch sie hindurch ein Bächlein lief, das an der tiefsten Stelle in einem Gitterrost verschwand, um unterirdisch dem Kanal der Lutherstraße zugeführt zu werden, bereitete uns Kindern besondere Freude. Denn wenn man geschickt vorging, konnte man im Bach Stichlinge fangen, allerdings auch die weniger beliebten Blutegel an den Beinen hängen haben. Besonders interessant war das Verstopfen des Bachauslaufs. Wann immer wir das machten, geschah es gegen Abend vor dem Nachhausegehen. Anderntags standen die stoischen Wiederkäuer muhend bis zum Bauch im Wasser. Ob sie das angesichts heißer Sommer immer als Glück schätzten oder dann nur Magermilch produzierten, vermag ich nicht zu sagen. Dem Bauern jedenfalls gefiel's ganz und gar nicht, und er jagte uns, sobald er einen der Jungs innerhalb seiner vom

Weidezaun markierten Kuhwiese erspähte. Überhaupt jener Zaun: Er konfrontierte uns Kinder der Ingenieurstadt Mittweida erstmals mit den Gesetzen der Physik, mit der unsichtbaren Kraft des Stroms, die uns zwar fernhalten sollte, aber bald ihren Schrecken verlor und uns magisch anzog. Einer aus unserer Schar empfand die zuckenden elektrischen Impulse sogar als angenehm, was kindlichen Forscherdrang beflügelte: In einer Kette mehrerer sich an den Händen halten- der Kinder berührte der Erste den Zaun, was für den Letzten in der Kette zum wahrlich umwerfenden Ereignis gedieh. Bald wussten wir unsere Entdeckung der Sichtbarmachung von Strom gegenüber allen physikalisch ungebildeten Mitmenschen heimtückisch einzusetzen. Learning by doing, würden wir heute sagen. Nach der Ernte mutierte der Huckel allherbstlich mit den angrenzenden Feldern, die zuvor mit den Eltern sorgfältig nach liegendebliebenen Kartoffeln abgesucht worden waren, zum Flugplatz selbst gebauter Drachen. In aller Regel waren sie von viereckiger Form, doch präsentierten einige Jungs auch stolz sechseckige Fluggeräte. Selbst die Erwachsenen ließen sich begeistert vom alljährlichen Drachenfieber anstecken. So baute mein Vater mit Herrn Kirchhübel von gegenüber einen großen Kastendrachen, der dank einer Batterie gespeisten Taschenlampe die ganze Nacht über vom Himmel grüßte.

Mädchen spielten für uns Jungen, die wir uns stolz als „Bande“ fühlten, keine große Rolle. Da ist mir nur eine Christel in Erinnerung, die gelegentlich Babysitterdienste verrichtete, wenn meine noch jungen Eltern abends ausgingen, oder die im Nachbarhaus wohnende gleichaltrige Ilona B., mit der nach dem Kindergarten die gemeinsame Schulzeit begann. Insgesamt spielte sich das Kinderleben hauptsächlich im Freien ab. In den wärmeren Monaten waren wir fast immer barfuß unterwegs. Erst nach dem dritten Frühlingsgewitter, so versicherte uns die Mutter, sei Barfußlaufen im Freien möglich. Heute kaum vorstellbar, barfüßig

durch die Stadt zu rennen. Bei großer Hitze gern zur Eisdielen „Dal Asta“ wo, es für einige Pfennige eine Kugel in der Waffeltüte, zwei Kugeln zwischen zwei aufeinanderliegenden Waffel-Halbschalen gab.

In den Wintermonaten freilich war's zu kalt dafür. Da gab es je nach Wetterlage entweder lange Hosen, sonntags Knickerbockerhosen und grundsätzlich lange Strümpfe. Diese von den Eltern an kühlen Herbsttagen bis ins noch kühle Frühjahr hinein verordneten Beinkleider liebten wir nicht. Sie wurden eng über die Beine bis zum Oberschenkel hochgezogen und dort mittels zweier Klemmen am Strumpfhalter befestigt, einer Art Korsett, das um die Hüfte lag und „Leibchen“ hieß. Oftmals gaben die Klemmen nach, die Strümpfe rutschten runter und behinderten den natürlichen Bewegungsdrang erheblich. Stabile, schützende und höhere neue Schuhe gab es oftmals nur über Beziehungen und nach langer Wartezeit.



mit Günter als Sozius

Unbestrittener Höhepunkt des Jahres war das Weihnachtsfest gewesen. Das begann schon mit den Vorbereitungen. Päckchen von der nach dem Krieg in Westdeutschland und in Wien gestrandeten mütterlichen Verwandtschaft trudelten ein. Ein Teil des wertvollen Inhalts diente der Herstellung der obligatorischen

Weihnachtsstollen, wie Rosinen, Mandeln Zitronat. Unsere Mutter brachte alles zum Bäcker Böhme in der Leisniger Straße, von wo wir nach wenigen Tagen mit dem Handwagen alljährlich die schwere Stollenpracht abholten. In einem Jahr allerdings fehlten dem uns bis ins Frühjahr hinein begleitenden Backwerk die Rosinen. Mein Bruder und ich hatten die Schüssel, in denen sie vor dem Gang zum Bäcker in Rum lagerten, entdeckt und alles komplett vertilgt. Das gab Ärger und in diesem Jahr Stollen light.

Der größte Teil der Westpäckcheninhalte lag unterm Weihnachtsbaum. Diesen bekamen wir Kinder nicht vor dem Heiligabend zu sehen. Überhaupt jener alljährlich mit dem Flair von Geheimnis und Zauber umhüllte 24. Dezember! Vormittags schickten die Eltern uns Kinder zum Spielen auf die Straße. Bei Regenwetter freilich blieben wir zuhause. Aber nur in der Küche, wo bald der Geruch von Bratwürsten und Linsenbrei die Luft durchzog, während mein Bruder und ich, um in der allgemeinen Enge nicht im Wege zu stehen, unter dem Tisch spielten. Das Wohnzimmer war bis zum Abend verbotenes Territorium, weil da das Christkind beim Schmücken des Baums keine menschlichen Blicke duldete. Selbst das Schlüsselloch war gegen eventuelle Spionage verhängt. Unser Vater war zu dieser Zeit, in der das Christkind emsig im Wohnzimmer werkelt, nie zuhause und tauchte erst vor dem Abendessen wieder auf. Am Heiligabend schmeckte, weil das Mittagessen regelmäßig ausfiel, das Bratwurst-Linsenessen doppelt gut. Auch weil wir wussten, dass danach die feierliche Bescherung folgen würde. Festlich gekleidet standen dann Vater, Mutter, Bruder und ich vor der Wohnzimmertür. Vater öffnete die Tür: Ein prachtvoller, bis an die Decke reichender Weihnachtsbaum, dicht behängt mit silbern spiegelnden, feinen Glaskugeln, Glöckchen, Süßigkeiten und ganz viel Lametta, das die brennenden Kerzen reflektierte und für offene Münder, für Ah! und Oh! sorgte. Das Anzünden und Ausblasen der Kerzen war nur in den erreichbaren Höhen problemlos möglich, für die höheren Regionen stand ein

Blasrohr bereit, auf das man beim Anzünden eine brennende Kerze steckte. Seit einer Beinahekatastrophe, wo die gesamte Pracht in die Gardinen strauchelte, stand auch stets ein Wassereimer bereit. Unter dem Weihnachtsbaum für uns Kinder Schokolade, Strümpfe, Anorak, Nüsse, eine Dose Nivea-Hautcreme und die immer gleiche Schneelandschaft aus Pappe, inwendig von einer Kerze zum Leuchten gebracht. Der leibhaftig erscheinende Weihnachtsmann zauberte im Laufe der Jahre, nachdem er ein Gedicht gehört und das Versprechen bekommen hatte, im nächsten Jahr recht brav zu sein, für uns Kinder wahre Wundersachen aus dem großen Sack: einen Stabilbaukasten, eine Holzfeuerwehr, eine elektrische Eisenbahn. In lebhafter Erinnerung ist mir ein Weihnachtsfest, an dem er mir mit einem Paar schwarzer Gummistiefel aus Igelitt Freudenschreie entlockte, in den Schäften Walnüsse, Pfefferkuchen und ein Paar Strümpfe. Der Igelitt-Geruch steht mir noch heute in der Nase. Das gemeinsam empfundene Glück - sichtbar an meinen leuchtenden Augen und der Freude der Eltern über meine Begeisterung - endete jedoch jäh nach wenigen Tagen. Schnell hatte ich bemerkt, dass das wertvolle neue Schuhwerk einen erheblichen Fehler aufwies: Eine starke Profilsohle verhinderte den eigentlichen Zweck, den ich darin sah, mit den Spielkameraden die etwa 300 Meter Melanchthon- und Lutherstraße auf schneeglatter Bahn hinunterzurutschen. Kurzum: Allein in elterlicher Wohnung setzte ich den Gasherd in Gang, brachte eine Messerschneide zum Glühen und operierte das störende Profil sauber weg. Nun teilten die Eltern die Freude über mein neues Rutschgerät unverständlicher Weise nicht mehr. Es setzte ein Paar hinter die Ohren oder war es mit dem Ochsenziemer auf den Hosenboden oder Hausarrest???

Stets beendete die um Mitternacht beginnende Christmette am anderen Ende der Stadt diesen aufregenden Tag, dem wir schon seit Monaten entgegengefiebert hatten. Irgendwann in meiner reiferen Kindheit kam das Gerücht auf, es gäbe den Weihnachtsmann gar nicht. Faktencheck. Ich sagte, obwohl ich es gelernt hatte, das

obligatorische Gedicht nicht auf und war auch nicht zum Versprechen eines weiteren Unterwürfigkeitsjahres bereit. Seine Drohung, mich in den Sack zu stecken und in seinem Schlitten mitzunehmen, reizte mich. Wusste ich doch, dass draußen gar kein Schnee lag. Im Hausflur hörte ich - im Sack gespannt der Dinge harrend - die Eltern aufgeregt mit dem Weihnachtsmann brabbeln. An der Haustür durfte ich aus dem Sack krabbeln und erkannte unseren Nachbarn, den lieben Herrn K.. Ende einer Illusion.

Ein aufregendes Abenteuer ergab sich, als unsere „Huckelbande“ wieder einmal an den Steilhängen der Zschopau zwischen der Mittweidaer und der Lauenhainer Aue herumkraxelte. Wir hatten bei unseren Streifzügen in diesem wegen der Felsen und steilen Hänge nicht ungefährlichen Gebiet bemerkt, dass es einen alten Trampelpfad gab, der vermutlich noch aus Kriegstagen stammte und zu reger Spekulation Anlass gab. Ob man dort Waffen und Munition finden könnte? Wir fanden. Aber kein Kriegsgerät, sondern mitten auf dem Pfad hing aus dem großen Astloch eines hohlen Baumes in etwa einem Meter Höhe der Schwanz eines Fuchses heraus. Im nächsten Moment sahen wir seinen Kopf herauslugen, der aber sofort wieder verschwand. Fast gleichzeitig kam Meister Reinecke zwischen den Baumwurzeln hervor und verkrümelte sich im Wald. Unsere Neugier war geweckt, denn was hatte der Fuchs in einem Baum zu suchen? Zu unserer großen Überraschung erblickten wir im Baumloch fünf süße Fuchsbabys. Da die Mittweidaer Fuchsfarm nicht weit entfernt lag, rannten drei der unseren sofort dorthin, wir anderen beiden hielten tapfer Wache am ungewöhnlichen Fuchsbau. Nach kurzer Zeit erschien ein Mitarbeiter der Fuchsfarm und steckte drei Rotfuchsbabys in einen mitgebrachten Sack. Als wir Kinder tags darauf kontrollierten, was mit den verbliebenen zwei Fuchselein geschehen war, war das Nest leer. Mutter Fuchs hatte sie vermutlich geholt und in Sicherheit gebracht. Für uns hatte das Ganze unerwartete Folgen: Die Fuchsfarm war für uns bislang nur eine übel stinkende Anlage

gewesen, bei deren Passieren man tunlichst die Luft an- und die Nase zuhielt. Wo man ohne Atem möglichst weit kommen wollte, um dem vorzeitigen Stinketod zu entgehen. Jetzt war alles anders: Als tapfere Fuchsfänger wurden wir hineingebeten und durften fortan jederzeit dort auftauchen und mithelfen. Was uns mächtig stolz machte. Galt es doch, frisch vom Schlachthof geholte ganze Schweine in Fresshäppchen für die vielen Füchse auseinander zu hacken und zu schneiden. Im häuslichen Wohnzimmer hätten wir derart anrühige Freuden niemals erleben können. Soweit ich weiß, hat aber trotz dieses Anschubs keiner von uns die Chirurgie- oder Pathologielaufbahn eingeschlagen. Und gestunken hat uns die Fuchsfarm seitdem auch nicht mehr.



die junge Familie im Fabrikgarten

Gefühlt allsonntäglich war ein Spaziergang mit den Eltern zu bewältigen, für den nach heutigem Maßstab der Begriff „Wanderung“ eher angemessen wäre. Denn wir gingen nicht nur die vier Kilometer ins idyllische Waldhaus an der Zschopau oder ins Flussschwimmbad der Mittweidaer Aue hin und zurück, sondern auch schon mal die ca. elf Kilometer nach Topfseifersdorf zu Vatis Geschwistern Lotte und Hubert. Der Rückweg freilich war nach legendärer Kaffeetafel im Wohnzimmer oder - wann immer möglich - im Garten zwischen frei grasenden Ziegen und Hühnern nur noch motorisiert zu schaffen, entweder mit einem aus Mittweida herbeigerufenen Taxi oder mit zumeist Onkel Fritz und Tante Frieda, die uns mit ihrem IFA (einem DKW-Nachbau) nach Hause brachten. Überhaupt diese beiden: In Onkel Fritz' Küchenmöbelfabrik am Ende der Leipziger Straße von Mittweida hatte meine Mutter als junge Frau am Ende der 30er Jahre ihre erste berufliche Anstellung gefunden. Dafür war sie nach der Ausbildung in Freudenthal (heute Bruntal) aus ihrer Heimat, dem Dorf Lobnig im Sudetenland in der heutigen Tschechischen Republik, von Freunden, Eltern und Bruder weg nach Sachsen umgezogen. Noch lange nach ihrem frühen Tod im Jahre 1979 sprachen die Nachfahren von Fritz und Frieda Oehme in höchsten Tönen von ihrer Arbeit, davon, dass die damals gut 20 Jahre junge Frau mit ihren betriebswirtschaftlichen Fähigkeiten die in finanzielle Schieflage geratene Firma gerettet habe. Sogar eine Möbelkollektion hatte sie entworfen, die nach ihr „Anni“ benannt und zum Verkaufsschlager wurde. In ihre lebenslang handlungsbestimmende Pflichtauffassung und Selbstdisziplin brach die erste Liebe herein. Denn im Clan der Topfseifersdorfer Naumann-Klein-Familie, dem auch Frieda Oehme entstammte, fühlte sie sich äußerst wohl. Und irgendwann - wie Zeitzeugen berichteten, nicht ohne äußeren An Schub - kamen sich Josef Klein und Anna Dittrich näher, verliebten sich ineinander und heirateten noch während des Krieges. Für mich als Nachkriegsgeburt bedeutete dies, dass ich schon im Kinderwagen

sehr oft im Oehmeschen Garten hinter der Fabrik geparkt wurde. Die Zugehörigkeit zu jener weit verzweigten Familie brachte uns Vorteile, die ich als Kind erst in späteren Jahren würdigen und schätzen konnte: Ob von den Bauernhöfen von Fritz Naumann in Kockisch, von Herbert Voigtländer in Grünlichtenberg, Hubert, Lene und Lotte Klein in Topfseifersdorf oder dem weitläufigen Obst- und Gemüsegarten der Küchenmöbelfabrik mit seinen darin grasenden zwei Schafen - die kargen, durch Lebensmittelkarten begrenzten Nahrungsmittelrationen jener Zeit erfuhren eine wichtige Ergänzung, um zwei hungrige Kindermäuler satt zu bekommen.

Längere Ausflüge als nach Topfseifersdorf oder Grünlichtenberg waren äußerst selten. Nahe Ziele, wie Dresden und Chemnitz, gerieten zu tagesfüllenden Reisen und prägten sich damit besonders ein. Wie eine Tagesreise ins noch immer in Trümmern liegende Dresden, wo wir eine Frau besuchten, deren Bezug zu unserer Familie unklar bleibt. Mit dieser verhärtet aussehenden Frau mit Kopftuch und Kittelschürze gingen wir durch das Zentrum, beiderseits der Straße Ruinen und Steinberge und mitten durch das dunkle Grau hindurch eine helle Straßenbahn. Nahmen Kinderaugen schon dieses Gefährt in dieser Umgebung als unwirklich wahr, so wurde es am Elbufer noch skurriler: Auf dem Wiesengelände nahe dem Fluss stand ein hell erleuchtetes Zirkuszelt.

Die Kinderkrippe, gar die Wochenkrippe, blieb mir dank home office unserer Mutter erspart. Sie konnte ihre Bürotätigkeit per Schreibmaschine vom Schreibtisch im Wohnzimmer verrichten. An Internet und Faxgerät war zu dieser Zeit noch gar nicht zu denken, ein Wählscheibentelefon stand nur wenigen Menschen zur Verfügung.

Freilich sehen Kinderaugen vieles anders als Erwachsene, die Verantwortung tragen für die täglichen Bedürfnisse eines Haushalts

und einer Familie. So empfanden wir es als völlig normal und aufregend, mit den Eltern im Herbst auf abgeernteten Kartoffeläckern die nach bäuerlicher Lese liegen gebliebenen kleinen Kartoffeln zu sammeln, an Wegrainen und in Hecken Hagebutten und Holunderbeeren zu pflücken. Die Beeren verwandelte unsere Mutter zu leckerer Holunderbeerensuppe, zusammen mit den Hagebutten ergaben sie auch schmackhafte Marmelade. In späteren Jahren kam aus den Hagebutten gewonnener Fruchtwein hinzu, der, in einem großen Glasballon vor sich hin blubbernd, in der Küche heranreifte. Normal war auch, dass wir Fleisch nur an Feiertagen genossen, gelegentlich auch an Sonntagen. An besonderen Festtagen wurde Kalbsnierenbraten aufgetischt, und wenn Bratwurst mit Linsensuppe auf dem Teller lag, wussten wir, dass Heiligabend war. In den Zeiten dazwischen gab es Gemüse, Mehlspeisen, auf die sich meine Mutter mit habsburgischer Backtradition besonders verstand, wie Quarkkekse, Omelett, Grießbrei, Kaiserschmarrn, Suppen und Blutwurstscheiben auf Kartoffelbrei. Einen besonderen Genuss erlebten wir, wenn es Vater gelang, im Fischgeschäft am Markt einen Hering zu ergattern. Einmal im Jahr brachte er einen in Pergamentpapier gewickelten Schweinskopf nach Hause. Man glaubt kaum, was man aus einem Schweinskopf alles zubereiten kann. Weil es keinen Kühlschrank gab, musste alles auch in überschaubarer Zeit vertilgt werden. Da wurde der Kopf, aus dem nach einigen chirurgischen Eingriffen Teile als Braten aufgetischt wurden, mittels Handkurbel durch einen Fleischwolf gedreht. Aus Knorpel und Knochen, Weichteilen, Fett, Ohren, Schnauze entstand eine Masse, die, Kuchenteig gleich, in eine große Schüssel gefüllt, dort allmählich fest wurde und die ganze Familie über viele Tage hinweg als Schweinskopfsülze erfreute. Recycling pur - selbst der Name des Rüsseltieres war noch als Schimpfwort zu gebrauchen.



unser Wohnzimmer links neben dem Erker

Dass man Wünsche nicht sofort erfüllt bekam, war für uns Kinder - und vermutlich erst recht für die Erwachsenen - selbstverständlich. So gelang es meinem Vater nach einigen vergeblichen Versuchen erst im zweiten Jahr, für mich ein Paar Rollschuhe herbeizuzaubern, auf deren Eisenrollen ich lautstark über die Pflastersteine der Melanchthonstraße ratterte, was wegen häufiger Stürze nie verheilende Knie zur Folge hatte. Mit ca. 10 Jahren erhielt ich nach langen vergeblichen Bitten endlich das erste Fahrrad. Es war ein vom Vater im Keller sorgfältig restauriertes, knallrot lackiertes altes Herrenrad, mit dem ich seltener als mit den Rollschuhen hinfiel, dafür waren die Wunden größer. Es wurde mein ganzer Stolz, und es glänzte sogar mit Tachometer und Kilometerzähler. Noch im Wachsen begriffen, reichten meine Beine anfangs nicht von der Querstange bis zu den Pedalen. Diese konnten nur mit artistischer

Körperverrenkung durch den Fahrradrahmen erreicht werden; dafür blieb in dieser Position der Sattel unerreichbar hoch.

Mit etwa 11 Jahren fuhr ich ganz allein auf unbefestigten, staubigen und tief zerlöcherten Straßen nach Topfseifersdorf, nach Grünlichtenberg und Burgstädt und zurück – für heutige Kinder angesichts des Straßenverkehrs und sonstiger Unwägbarkeiten undenkbar.

Doch nochmal zurück zum Haus in der Melanchthonstraße: Nicht nur, dass ich dort am 29. Dezember 1947 pünktlich zum Mittagessen, also kurz vor 12.00 Uhr, das Licht der Welt erstmals erblickte, sondern dieser Bau aus rotem Ziegelstein sollte bis 1961 fast ununterbrochen mein Zuhause bleiben, das heißt, selbst während der Ferienzeiten war wegen der sehr seltenen Möglichkeiten für Urlaubsfahrten dieses Haus und diese Wohnung Lebensmittelpunkt. Betreten wir unsere Wohnung in der zweiten Etage: Vermutlich hatte sie früher mehr als unsere drei Zimmer umfasst, denn mit dem Hauseigentümerehepaar Ottinger teilten wir uns einen fensterlosen Flur, von dem aus weitere drei Türen in die uns Kindern verbotene Ottinger-Wohnung führten. Für die Annahme, dass es früher eine einzige große Wohnung gewesen war, spricht auch, dass es in unserem Wohnzimmer eine stets verschlossene Tür zu einem Ottingerschen Zimmer gab. Weil wir Tür an Tür wohnten, bemerkten selbst wir Kinder, dass das Eigentümerpaar selten anwesend war. War es der von uns ausgehende und zuweilen in den Flur verlegte Kinderlärm, über den sie sich gelegentlich beschwerten, der sie in ihr Elternhaus in Crossen trieb? Wenn ein Mitglied der über uns wohnenden Familie Brandt das Haus verlassen wollte oder heimkam, mussten wir Kinder eilends unsere Spielsachen von der Haustreppe räumen, Platz schaffen für große Füße in großen Schuhen. Lediglich Ursula, die schon erwachsene Tochter der Familie Brandt, balancierte durch unsere Spiellandschaften und stieg über uns Zwerge einfach hinweg. Sie gehörte zu den freundlichsten Bewohnerinnen, was nicht heißen

soll, dass die anderen unfreundlich gewesen wären. Ihren Vater, einen Dozenten der Mittweidaer Ingenieurhochschule, sahen wir selten, dafür umso häufiger, aber ohne bleibende Erinnerung die Mutter. Ursula dagegen kam auch öfters in unsere Wohnung, wo Vati sie zwecks Herstellung von Kleidern und Kostümen sorgfältig vermaß.

Das Kinderzimmer musste ich nicht mit meinem Bruder teilen - es gab keins. Zu Schlafzwecken diente der ganzen Familie ein einziges unbeheizbares Zimmer mit Blick auf den Hof des Elektrizitätswerks. Neben einem breiten Ehebett an der linken Seite des Raumes stand, durch schmalen Gang getrennt, das Bett meines Bruders unter einem Fenster an der Außenwand. Mein Bett quetschte sich zwischen das Fußende des Ehebettes und die Wand zur Küche. Als mein Wachstum die Bettmaße überstieg, wurden wir weitblickender sozialistischer Fürsorge teilhaftig, denn wir erhielten ein zwar den Durchgang weiter schmalerndes, mich aber hoch erfreuendes, im Krankenhaus ausrangiertes altes eisernes Krankenbett. An eisigen Wintertagen stand beim Aufstehen der Atem vor dem Gesicht. Nur einige wenige Male öffneten die Eltern wegen der Polarkälte abends die Zwischentür zum Kachelofen beheizten Wohnzimmer, wobei dort erst die Couch wegzuschieben war.

Für dringende Bedürfnisse gab es auf der Halbetage des Treppenhauses eine stets verschlossene Holztür, hinter der sich ein Plumpsklo allen Hausbewohnern der unteren und der mittleren Etage anbot - ohne Wasserspülung, ohne Heizung, ohne Toilettenpapier. Letzteres musste man selbst mittels Schere und Messer zurechtschneiden, was der Tageszeitung „Volksstimme“ dauerhaft Abonnenten sicherte. Da saß man dann im Winter, drohte bei längeren Sitzungen auf der breiten Holzplatte festzufrieren, in deren Mitte sich ein mit einem Holzdeckel verschließbares Loch befand. Obwohl es darunter zunächst schräg, dann geradewegs nach unten ging und deshalb eigentlich wenig Wasserspülung notwendig gewesen wäre, war es absolute Pflicht, jedem Geschäft ausreichend

Wasser hinterher zu schütten. Dieses musste in einer großen Blechkanne aus der Wohnung herangeschleppt werden. Das auf diese Weise in der Klärgrube sich ansammelnde Spülungswasser ermöglichte die mehr oder weniger reibungslose Absaugung der Grube. Einmal im Jahr war dies ein aufregend anrühiges Erlebnis für uns Kinder, besonders wenn die bis zum Jaucheauto auf der Straße verlegten Schläuche undicht waren oder sich einzelne Bajonettverschlüsse lösten und das Getöse der motorbetriebenen Saugpumpe die unter Druck gleichmäßig in die Gegend verspritzten Hinterlassenschaften melodisch begleitete.

Von späteren Jahrgängen nicht mehr nachvollziehbar das fast elektrizitätsfreie Leben. In Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer gab es jeweils eine Deckenlampe mit einem Kippschalter neben der Tür. Einzig das Wohnzimmer wies zusätzlich zwei Steckdosen auf für eine Leuchte auf Mutters Schreibtisch und mittels Verteiler auch für das Radio. Fernsehen war völlig unbekannt. Erst in späteren Jahren gab es so etwas wie Fernsehen im städtischen Pionierhaus – für uns Jüngere auf den hinteren Stuhlreihen allerdings flimmerte nur etwas auf weit entfernter Bühne, das man weder genau erkennen noch verstehen konnte. In den letzten Jahren bot sich dieser Luxus gelegentlich in Schwarz-Weiß-Qualität in der Wohnung des Klassen-kameraden Hans Peter S.. Die zweite Wohnzimmer-steckdose war für Vati reserviert, wenn er abends bei der häuslichen Schneiderarbeit mit dem Bügeleisen hantierte. Wasser konnte man in der Küche aus einem Messinghahn zapfen, der über halbrundem Emaillebecken aus der Wand ragte. An diesem Becken unterm Hahn wurde auch die Morgentoilette erledigt, wurden Zähne und Gemüse geputzt, Hände gewaschen. Dicht daneben der Küchen-herd, der mit Holz und Braunkohle aus dem Keller seiner Bestimmung nachkam. Auf ihm wurde gekocht, gebraten und in seiner Röhre gebacken, er strahlte Wärme aus und sorgte mit seiner in die Herdplatte eingelassenen Wasserwanne für abgekochtes Trinkwasser. Aufregend wurde es, wenn unregelmäßig

an Freitagen Badetag war. Ein großer Zinkbottich blockierte, nachdem der Küchentisch beiseite geschoben und er aus dem Keller in unsere Etage herauf geschleppt war, die Zimmermitte, gefüllt mit heißem Wasser. Zuerst absolvierten wir Kinder die Waschprozedur, und wenn wir anschließend bereits im Bett lagen, erfreuten sich die Eltern an und in der trüben Brühe.

Der düsterfeuchtkühle Keller des Hauses war uns Kindern gut bekannt, denn häufig mussten wir aus einem Verschlag Holz und Kohle für die beiden Öfen in Küche und Wohnzimmer holen, Äpfel und Birnen warteten auf Regalbrettern auf ihren auch im Winter möglichen Verzehr, wie übrigens auch Kartoffeln, die unaufhörlich keimten und deshalb regelmäßig kontrolliert werden mussten. Der Handwagen stand dort und mein feuerrotes Fahrrad. In einer Ecke des gemeinschaftlichen Kellerteils befand sich die Tür zur Waschküche, die nach festem Plan Tag für Tag von einer anderen Familie genutzt wurde. Wir waren freitags dran, was bedeutete, dass die Mutter nahezu ganztägig nur noch im dichten Wasserdampf dieses Waschalons zu erahnen war. Heiß war's dort wie in einer finnischen Dampfsauna, denn in der Mitte des Raumes stand ein großer, von Feuer erhitzter Bottich fest gemauert in der Erden, in dem die Schmutzwäsche Bekanntschaft mit (fast) kochendem Wasser machte. Die mit einer Gummischürze über einem Trainingsanzug vor heißen Spritzern geschützte Mutter bearbeitete mit einem Wäschestampfer heroisch die Textilienmasse im brodelnden Wasser. (Warum kam mir viel später beim Anblick der Laokoongruppe immer unsere Mutter in den Sinn?) Die gewaschenen und triefnassen Teile wurden entweder auf der Leine im Hof aufgehängt, weiße Bettwäsche dagegen bleichte im Gras des Huckels in praller Sonne. Mit rumpelndem Handwagen voller Wäsche ging es zur etwa 250 Meter entfernt liegenden Mangel in der Leisniger Straße. Auf dem glatten Holzboden dieses mechanischen Ungetüms wurden die Wäschestücke sorgfältig ausgelegt, bevor der

mit Steinen besonders beschwerte Schlitten darüber glitt und jede Falte platt machte, plättete.

Bei regnerischem Wetter wurde die nasse Wäsche die Kellertreppe, an drei Stockwerken vorbei auf den weiträumigen Dachboden hinauf gewuchtet, wo sie auf zahlreichen Leinen trocknen konnte. Wir Kinder entdeckten diesen Ort erst spät als Abenteuerspielplatz, was vielleicht auch daran lag, dass die Tür vor der steilen Bodentreppe oftmals verschlossen war und wir uns dort oben möglichst leise verhalten mussten, um nicht die darunter wohnende Familie Brandt auf unser Treiben aufmerksam zu machen. Denn zu entdecken gab es viel: Jede Familie besaß ein von Latten begrenztes und einem Vorhängeschloss gesichertes Abteil. Durch die Zwischenräume erspähten Kinderaugen viel Unbekanntes. Das Lösen einiger Latten verschaffte uns bald den Zugang zu jedem Abteil. Hoch gefährlich wurde es, wenn wir Erwachsenenschritte auf der Bodentreppe vernahmen, dann galt es sich schnell zu verstecken und mucksmäuschenstill zu sein. Erst in späteren Jahren wurde auch von den Erwachsenen toleriert, dass wir ihnen aufs Dach stiegen. Grund waren die gemeinsamen Kampfmanöver von Volksarmee und städtischen Betriebskampfgruppen. Während dieser Kriegsspiele der Großen gab es zum kindlichen Leidwesen Ausgangsverbot. Dabei hätten wir die gepanzerten Kampfwagen und die von Hauseingang zu Hauseingang sich vorkämpfenden Vertreter der einen oder anderen Seite gern aus der Nähe betrachtet, Gewehre begutachtet und vor allem Patronenhülsen aufgesammelt. Geschützsalven, das Rattern von Maschinengewehren, peitschende einzelne Schüsse, Kampfgetümmel, eine Rauchwolke über der Stadt – und wir Kinder durften nicht mitmachen! Unser Dachboden sollte sich als Teillösung erweisen. Denn durch die Dachluke konnten wir Kinder auf das schmale Brett steigen, über das sonst der Schornsteinfeger zur Esse balancierte. Von hier bewerteten wir – Monarchen gleich – aus luftiger Höhe das kriegerische Geschehen zu